

Rabindranath Tagore.

Der erste und trüftigste Grund, dem Dichter-Philosophen, der von den Ufern des Ganges zu uns kam, zu zürnen, könnte die Reklame sein, die seine Person, sein Kommen und Gehen, sein Dichten und Lehren, seinen Gott und seine Kleidung umlärmt. Selbst die andächtigsten Zeugen seiner einsamen Innerlichkeit, die mit ergriffener Seele seine Gebete mitbeten, ja gerade sie müssen unangenehm berührt werden von der byzantinischen Neugier und Kriecherei, mit der man ihn umdrängte, mit der man das Publikum stundenlang an ihm vorüberführte, nur damit es ihn sehe, als handle es sich um irgendein Jahrmarktwunder.

Freilich, ebenso peinlich wirkte die Zeitungspolemik gegen Tagore mit ihrer Chaubinißisch kleinen Parteilichkeit, die sich an seinem Englisch-Sprechen stieß und gleich wieder für Goethe und Luther fürchtete, mit ihrer Selbstgerechtigkeit, die schon alles besser zu wissen und zu besitzen glaubt, mit ihrer Blasiertheit, die an gar nichts mehr glaubt, weder an Gutes noch an Besseres.

Eine Spur von Wahrheit und Echtheit lag aber doch auch diesem Jahrmarkttreiben um Tagore zugrunde; schließlich war es doch eine geistige Macht, die hier „die Allzuvielen“ anzog und bewegte, die von dieser Menge wenigstens geahnt, wenn auch nicht halbwegs verstanden wurde. Und dann ist es in der That ein Glück, diesem Manne auch nur flüchtig in die Augen geblickt zu haben. Eine Menschenseele mit ihrem ganzen furchtbaren Wissen, mit ihrem furchtbaren Ernst und — mit ihrer reif gewordenen Güte schaut aus diesen Augen. Da kann man Rabindranath Tagore auch nicht mehr gram sein wegen der Reklame; man weiß sofort, daß dieser Vergötterte unschuldig daran ist, daß er wohl selbst schwer darunter leidet, aber sie als eines der unvermeidlichen Nebengeräusche erträgt, die alles menschliche Singen begleiten. Auch die reinsten Gletscher sind von einem schmutzigen Moränenkreis umlagert; was schadet es?

In allen Zeitungen ist die hohe, leicht gebeugte Greisengestalt mit dem wundervollen Kopf geschildert worden, das grauseidene, faltige und doch

anspruchslose Gewand, das sie umhüllt, die hohe, singende, von Kinderreinheit und Innigkeit erfüllte Stimme, das klare und geprägte Englisch und das von uralten Tempelglocken klingende Bengalisch, das dieser Mund redet und singt. Auch selbst von seiner Seele war eine leise Ahnung in den Tausenden, die ihm lautlos lauschten. Tagore ist ja eine einfache, schlichte Persönlichkeit, gewiß tief, aber nicht kompliziert, nicht rätselhaft und zerrissen im Sinne unserer abendländischen Vielfältigkeit. Die Tiefe dieser Seele geht eigentlich nur in einer Richtung, und da allerdings erstaunlich weit: in der Richtung einer befriedeten, harmonisch durchgebildeten Innerlichkeit. Die Kämpfe inneren Unfriedens, die Abgründe des Schuldbewußtseins, die Wirbel des Zweifels sind ihm wohl nicht so fühlbar nahegekommen wie so vielen modernen Abendländern, die mit allem fertig sind, weil sie mit nichts fertig geworden sind. Oder sollte Tagore schon früh seine inneren Kämpfe zu einem starken und endgültigen Sieg entschieden haben? Gelitten hat er jedenfalls. Das verraten seine Todeslieder mit ihrem ergreifenden Abschiedsweh, seine Kindergedichte und viele seiner Gebete: „Wieder und wieder sind die Ufer geborsten, ließ die Flut wegschwemmen meine Ernte, und Jammer und Verzweiflung haben meine Himmel zerrissen von einem Ende zum andern. Dies habe ich erfahren, daß da sind Streiche von Schmerz in deiner Liebe, niemals die kalte Gleichgültigkeit des Todes“ (Fruchtlese)¹. „Wolken häufen auf Wolken sich und es dunkelt. Geliebter, warum läßt du mich draußen vor dem Tore warten ganz allein?“ „Gott hielt mir den Regen zurück Tag auf Tag vom verdorrten Herzen“ (Gitanjali). „Er ist mitleidlos in seiner Liebe“ (Fruchtlese). Es war aber doch wohl immer eine gewisse feine Gehaltenheit und Fassung in seiner Seele, auch wenn sie litt. Die alte Aristokratie des Blutes, die durch Jahrhunderte gezüchtete Vornehmheit der Haltung, die Gunst der materiellen Lebensverhältnisse haben Tagore wohl immer vor der wahnsinnigen Bitterkeit jobischen Leidens bewahrt. Er hat schon früh und in schmerzlich rascher Folge Frau und Kinder dem Tode lassen müssen; aber sein seelisches Verhältnis zur Frau, wie es sich in seinen Dichtungen so tief und so innig spiegelt, ist doch so überlegen

¹ Die hier mitgeteilten Texte sind zumeist nach den geschmackvollen Ausgaben des Kurt Wolff-Verlag, München, zitiert (Preis à Bändchen M 15.—, geb. M 24.—), einige wenige Stellen sind dem breit angelegten biographischen Werk von Emil Engelhardt entnommen: Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph. Berlin, Furcht-Verlag.

selbstsüchtiger, daß wir vermuten dürfen, er habe niemals das qualvoll verzweifelte Klammern an Familie und Heim erfahren; er kennt die Frau als hingebende Treue, aber nicht als Lebensinhalt des Mannes. Und das Kind? Aus seinen Nidern spricht der Schmerz der Mutter, nicht der des Vaters; es ist also wohl mehr Einfühlung als eigenes Erlebnis, was diese Nidder erzählen.

Wir müssen nun versuchen, die geistigen Wirkungen, die von Rabindranath Tagore ausgehen, zu beschreiben, zu sondern, zu werten. So einheitlich und verschmolzen alle Kräfte in Tagore auch sind, ohne eine gewisse Sonderung seiner Ausstrahlungen ist eine gerechte Wertung und — eine heilsame Verwertung derselben nicht möglich. Von Tagore geht zunächst eine Verkündigung aus, die als solche der Wahrheitsfrage unterliegt und sich verantworten muß vor dem gesicherten Menschheitserkennen; sodann besitzt er die Kraft einer Erweckung, welche anregend, stimmend und bestimmend auf die Seelen wirkt; sie fällt unter die Wertfrage und muß entschieden werden vor dem sittlichen Gewissen, vor allem der Einzelseele; endlich üben die Gesänge Tagores auch eine Art betäubender Wirkung aus, die süß und stark ist wie der Duft um die Blumen seiner indischen Wälder; diese Betäubung ist für uns eine Gefahr, die wir überwinden müssen.

Die Verkündigung Tagores geht auf das gewaltige Thema der ewigen Menschheits- und Schicksalsfragen: Was ist es um Gott und um die Welt, um die Seele und das Leben, um die Liebe und den Tod? Und Tagore ist da nicht bloß ein Fragender — auch das Fragen allein schon ist auf diesem Gebiete Weisheit! — er ist längst auch in seligmachenden Besitz gekommen; er ist gewiß ein Sucher, aber nicht ein hoffnungslos müder und trauernder Sucher, denn er hat auch bereits gefunden und ist immerfort daran, neu zu finden. Tagore ist ein religiöser Mensch in wirklich seltener Echtheit; im tiefen Grund seiner Seele steht einsam und unvergleichlich groß wie der Himalaja, der über seiner Heimat ragt, der Gottesgedanke. Dem Gott Tagores begegnen christliche Gemüter naturgemäß zunächst mißtrauisch oder doch vorsichtig; sie wissen ja, daß alle indischen Religionen eine monistische Grundlage haben. Aber der Gottesbegriff Tagores steht dem Monotheismus des Christentums sehr nahe, wenn er nicht völlig identisch damit ist. Schon sein Vater Debendranath Tagore, der die religiöse, reformierte Gesellschaft Brahmo-Samaj gründete und wohl den größten Beitrag zur geistigen und leiblichen Erbmasse seines Sohnes Rabindranath geliefert hat, vermochte sich nicht nur aus dem heidnischen

Bilderdienst herauszuarbeiten, er hat auch jene Genossenschaft zu einem Glaubensbekenntnis verpflichtet, dessen drei Sätze vollkommen monotheistisch lauten: „1) Im Anfange war nichts. Der eine Allerhöchste allein war da; er schuf das ganze All. 2) Er ist der Gott der Wahrheit, Unendlichkeit, Weisheit, Güte und Macht, ewig und alles durchdringend, der Eine, neben dem niemand sonst ist. 3) In seiner Verehrung liegt unsere Rettung in dieser und jener Welt“ (bei Engelhardt).

Und der Sohn Rabindranath betet zu dem Gott der Jahreszeiten und der Völkerschicksale, des Lichtes und der Güte, dem Herrn und Schöpfer des Alls, dem geheimnisvollen Unbekannten und Fremdling, an den auch Paulus, der christliche Heidenapostel, seine Zuhörer und Leser erinnert hat, an den er sie nur erinnern zu müssen glaubte. Tagore kennt Gott als „die höchste Person“. „Er, der ohne Flecken ist, ohne Leib und darum ohne leibliche Schwächen oder körperliche Werkzeuge der Kraft, ohne Ehrgeiz und ohne jede Berührung mit dem Bösen, geht ins Überall ein: Er, der der Dichter ist, der Herrscher der Gedanken, der alles Belebende, der Selbstgeborne, spendet vollkommene Erfüllung den endlosen Jahren“ (bei Engelhardt). Dieses Gottesbild ist dem im Buch der Weisheit 7, 22 f. gezeichneten auffallend ähnlich.

Allerdings fehlt es besonders in den Gedichten Tagores nicht an pantheisierenden Wendungen, und es könnte zweifelhaft erscheinen, ob ihm die volle Weltüberlegenheit und Schaffensfreiheit Gottes jederzeit klar bewußt war. Aber andererseits gehen diese Wendungen kaum so weit wie ähnliche dichterische Kühnheiten bei den rechtgläubigsten der deutschen Mystiker.

Diesen Gott nun verehrt Tagore mit einer lebendigen und innigen Frömmigkeit, vor der wir nur in Ehrfurcht schweigen dürfen. Gott ist ihm der „Freund“, der „Geliebte meiner endlosen Tage“, der „Herr“ und „König“, der „Meister“ und „Vater“, zu dem auch die Zöglinge Tagores in der Schule von Schantiniketan täglich beten: „Laß mich dessen bewußt werden: du bist unser Vater. Laß mich dich im Geiste anbeten: du bist unser Vater“ (bei Engelhardt). Und Tagores Gebete selbst klingen wie Liebesgedichte an Gott, den Geliebten seiner Seele: „Du bist der einsame Waller in den verlassenen Gassen. O mein einziger Freund, Geliebtester, die Tore sind offen in meinem Hause — geh nicht vorüber wie ein Traum“ (Gitanjali). Gott ist ihm lieb wie eine Mutter: „Ich will deinen Namen nennen, sitzend allein zwischen den Schatten meiner stummen Gedanken. Ich will ihn nennen ohne Worte, ich will ihn nennen ohne

Zweck. Denn ich bin wie ein Kind, das seine Mutter ruft hundertmal, froh, daß es sagen kann: Mutter!" (Fruchtlese.) Gott ist ihm der König, dem der geringe Knecht seine Lieder singt: „Wenn du mir befehlst zu singen, scheint mir das Herz vor Stolz brechen zu wollen; ich schau in dein Antlitz, und Tränen kommen mir in das Auge. All das, was hart und mißtönig ist mir im Leben, zerschmilzt in eine süße Harmonie — und meine Anbetung breitet die Schwingen gleich einem frohen Vogel im Fluge über die See. Ich weiß, mein Singen macht dir Freude, ich weiß, nur als Sänger werde ich vor dich gelassen. Ich rühre mit dem Saume der weitausgebreiteten Schwinge des Sangs deine Füße, die nie zu erreichen ich streben könnte. Trunken von Freude des Singens, vergeß ich mich ganz und nenne dich Freund, der du mein Herr bist" (Gitanjali). Ja das ganze Leben dieses Sängers soll nur ein einziger Gruß an Gott werden: „In einen Gruß an dich, mein Gott, laß ich meine Sinne entfalten und rühren die Welt zu deinen Füßen. Wie die Regenwolke im Juli tief hängt, mit der Last der unausgegossenen Schauer, laß meinen Geist zu deiner Schwelle sich neigen — in einen Gruß an dich. Laß all meine Lieder, die vielen Weisen versammeln in einen Strom, der zum Meere des Schweigens führt — in einen Gruß an dich. Wie ein Heer heimkehrender Kraniche Tag und Nacht zu den Bergnestern fliegt, laß mein ganzes Leben des Weges ziehn in sein ewiges Heim — in einen Gruß an dich" (Gitanjali).

In der Welt sieht Tagore die Schöpfung Gottes, in der er sich als „Wissen, Macht und Tat" (bei Engelhardt) offenbart. Sie ist ein Brief Gottes, schwer zu lesen, aber „laß ihn mich auf meine Stirne halten und an mein Herz drücken". Und auch so schon „hat dieser ungelesene Brief meine Last leicht gemacht und meine Gedanken in Gesang gewandelt" (Fruchtlese). Die Welt ist eine „stumme, sichtbare Musik", die der große Flötenkünstler spielt, ein Lied, das „jeden Augenblick aufsteigt aus dem Herzen des Meisters und von seinem Odem getragen wird". Sie ist eine Liebesbotschaft Gottes an die Seele: „Die Blüte ist solch ein Bote der ewigen Liebe. Umgeben von dem Pomp und Prunk der Weltlichkeit wie von Ravana's goldener Stadt, leben wir gleichsam in der Verbannung, während der freche Geist irdischen Glücks uns mit seinen Lockungen versucht und als Freier um uns wirbt. Inzwischen kommt vom andern Ufer die Blüte mit ihrer Botschaft und flüstert uns ins Ohr: „Da bin ich. Er hat mich gesandt. Ich bin ein Bote des Schönen, des Einen,

dessen Seele die Liebe ist. Er hat dich nicht vergessen, er hat zu dieser Insel deines Exils eine Brücke geschlagen und wird dich erretten, gleich jetzt. Er wird dich an sein Herz ziehen und sich zu eigen machen. Diese Welt des Scheins wird dich nicht ewig gefangenhalten!" (Sadhana.)

Tagore hat auch die Abgründe und Widersprüche in dieser Welt geschaut, aber er ist um ihretwillen nicht irregeworden an Gott; er hat sie zu begreifen gesucht als das Walten der linken Hand Gottes, die der rechten anscheinend entgegenwirkt und doch einträchtig mit ihr schafft (Sadhana), als die Sentung des Tones und als Zurückschwingen des Welt-rhythmus, das auch in die unendliche Harmonie gehört: „Ist der melodische Sang der See nur in den steigenden Wogen? Singt er nicht auch in den Wogen, die fallen?“ „Welches ist die Musik, in deren Takte die Welt schwingt? Wir lachen, wenn sie schlägt auf der Höhe des Lebens, wir schauern entsetzt, wenn sie kehrt in die Tiefe. Aber das Spiel ist dasselbe, das kommt und geht im Rhythmus der endlosen Weise“ (Fruchtlese).

Innerhalb dieser Welt ist es der Mensch, in dem Tagore Gottes Offenbarung am deutlichsten sieht; in seiner Geistigkeit und Freiheit kommt der Mensch Gott am nächsten. Darum ist er auch in gewissem Sinne ein Schöpfer der Welt, indem er die Erscheinungswelt gestaltet; die wirre Menge sinnlicher Eindrücke vermag er schöpferisch zu einer Synthese, zu einem geordneten Weltbild zu sammeln und zu verarbeiten; und die Gesetze, die in diesem Weltbild walten, sind nichts anderes als eine Spiegelung der göttlichen Schöpfungsgedanken im geschaffenen Geist. Das ist die Einheit, die alles Wirkliche, Gott, Welt und Seele, durchdringt und zusammenschließt: „Indien hat die eine große Wahrheit erkannt, daß wir in Harmonie sind mit der Natur; daß der Mensch denken kann, weil seine Gedanken in Harmonie mit den Dingen sind; daß er die Kräfte der Natur für seinen Zweck gebrauchen kann, weil seine Kraft in Harmonie ist mit der Allkraft, und daß seine Zwecke auf die Dauer niemals mit den Zwecken der Natur feindlich zusammenstoßen können" (Sadhana). Es ist diese All-Einheit somit nicht eine Einheit des Seins, welche die Vielfältigkeit der Wesen, die Besonderheit Gottes und seiner Schöpfung aufheben würde, sondern eine Einheitlichkeit des Prinzips, des Wirkens und des Zieles, eine Einheit, die in dem einen und unteilbaren Weltgrund des Gottesgeistes verankert ist: „Wir lernen erkennen, daß diese Einheit zusammengehalten wird durch den Einen und Ewigen Geist, der die Erde,

den Himmel und die Sterne schuf und der auch unsere Seelen mit dem Licht eines Bewußtseins erleuchtet, das in ununterbrochenem Zusammenhang mit der äußeren Welt sie durchdringt" (Sadhana). Die Kosmologie Tagores unterscheidet sich also nicht wesentlich von der Christlichen.

Das Ziel der Welt und ihrer sichtbaren Spitze, des Menschen, ist Rückkehr zu Gott, Vereinigung mit ihm, wiederum nicht eine Vereinigung, die alle Besonderheit und eigene Wesenheit auslöschen würde, sondern eine Vereinigung im Erkennen und Lieben; in der Sprache des Westens würden wir sagen: eine sittliche, nicht eine physische Vereinigung. „Alles“, sagt Tagore in „Sadhana“, „was wir je erstreben können, ist, immer mehr eins mit Gott zu werden. Auf dem Gebiete der Natur, dem Gebiete der Mannigfaltigkeit, wachsen wir durch Erwerben; in der geistigen Welt, dem Gebiet der Einheit, wachsen wir durch Selbsthingabe in der Vereinigung“. Darum sagt Bimala (in: Das Heim und die Welt) am Ziele ihrer schmerzlichen Läuterung: „Auf, meine Seele! Jetzt ist die Zeit gekommen, dich dahin einzuschiffen, wo der Strom der Liebe einmündet in das große Meer der Anbetung.“ Das ist die Sehnsucht der Seele: „Ich will begegnen eines Tages der Freude außer mir, die wohnt hinter der Schranke von Licht — und will stehen in der überströmenden Einsamkeit, wo alle Dinge geschaut werden wie von ihrem Schöpfer“ (Fruchtlese).

Darum ist der Weg zu dieser Vereinigung die freie Hingabe an Gott und seinen Willen in Dienst und Liebe. „Die Vorsehung formt unser Leben im groben, sie will, daß wir selbst die letzte Hand anlegen und ihm seine endgültige Gestalt nach unserem Sinn geben. Ich habe mich immer bemüht, bei der Gestaltung meines Lebens den vom Schöpfer vorgezeichneten Linien zu folgen und ihm einen tiefen Sinn zu geben“ (Das Heim und die Welt). Und zu Gott spricht die Seele, die sich ihrer Verantwortung bewußt ist: „Du schufest deine Erde und erfülltest ihre Schatten mit Licht. Da hieltest du an: du ließest mich mit leeren Händen im Staub, zu schaffen deinen Himmel. Jedem andern Ding gibst du: von mir forderst du. Die Ernte meines Lebens reift in Sonne und Regenschauern, bis ich mehr schneide, als du sätest, erfreuend dein Herz, o Herr der goldenen Scheuer“ (Fruchtlese).

So gibt es denn schließlich nichts Wertvolles, als das sittlich Gute. „Die Gerechtigkeit steht mir höher als das Vaterland. Wer Götzendienst mit seinem Vaterlande treibt, ruft einen Fluch darauf herab“ (Das Heim und die Welt). Das Sittliche aber ist in seiner Vollkommenheit nichts

anderes als Liebe, Liebe zu Gott und seiner Welt, schenkende, vertrauende Liebe. In allen seinen Werken ist Tagore ein Verkünder und Dolmetsch jener Caritas, die auch Christus als erstes und größtes Gebot bezeichnet hat. „Mit allen Wesen durch das Band verstehender und dienender Liebe wahrhaft verbunden sein und so in Gott, der sie alle durchdringt, sein Selbst verwirklichen, das ist die Quintessenz aller Tugend“ (Sadhana). Diese Liebe ist nur der Abglanz der göttlichen Liebe, die uns zuerst zuteil wurde: „Plötzlich wurde mein Herz von der Gewißheit erfüllt, daß hinter dem Vorhang der körperlichen Dinge durch die Jahrtausende hindurch treu die ewige Liebe wacht und auf mich wartet. . . . Ich habe sie auf dem Marktplatz des Lebens gesehen und im Gedränge verloren und wiedergefunden: und ich werde sie wiederfinden, wenn ich durch die Spalte des Todes diesem Leben entronnen bin“ (Das Heim und die Welt). Die Ethik Tagores ist die Ethik des 13. Kapitels im 1. Korintherbrief, und sie ist bis zum Grund von lauterer und tiefer Religiosität bestimmt; ihre letzten Motive sind wundervoll gefaßt in dem Lied: „O du meines Lebens Leben! Immer werd' ich mich mühen, rein meinen Leib zu erhalten, wissend, daß auf meinen Gliedern lebendig dein Hauch ist. Immer werd' ich mich mühen, Unwahres mir fern vom Denken zu halten, wissend, du bist die Wahrheit, die mir im Geist das Licht der Vernunft entzündet. Immer werd' ich mich mühen, von meinem Herzen die Übel zu treiben und meine Liebe in Blüte zu halten, wissend: du thronest im Allerheiligsten meines Herzens. Und es soll immer mein Streben sein: dich offenbaren in meinem Tun, wissend, daß deine Macht mir Kraft gibt zum Handeln“ (Gitanjali).

Als Einigung mit Gott ist die Liebe auch das Unsterbliche in uns und bewirkt auch die Unsterblichkeit des Liebenden, ja gerade seine persönliche Unsterblichkeit fordert sie, denn nur zwischen gesonderten, individuellen Persönlichkeiten ist Liebe möglich. Die Lieder vom Tod, der „das Boot unseres Lebens über das Meer fährt“, und von dem Leben „auf der andern Seite des Dunkels“ gehören zum Vollendetsten und Ergreifendsten, was Tagore geschaffen hat, und in Amal, dem Kinde (im „Postamt“), hat er die unstillbare Sehnsucht der reinen Seele nach dem „Brief“ und „Besuch“ des Königs zu einem weisevollen Mysterium geformt. Das Leben wird überhaupt erst kostbar, weil Gott es in seine Hände nehmen will: „Ich weine meiner Unwürdigkeit, wenn ich mein Leben sehe in den Händen der nichts sagenden Stunden — aber wenn ich

es in deinen Händen sehe, so weiß ich, es ist zu kostbar, vergeudet zu werden zwischen Schatten“ (Fruchtlese).

Das ist in großen Umrissen die religiöse und ethische Verkündigung Tagores. Seine künstlerischen und philosophischen, seine nationalen und sozialen Gedanken haben hier ihre gesunde und lebendige Wurzel, in den reinen und tiefen Erkenntnissen, zu denen eine ehrliche und dem Ewigen zugewandte Seele schon aus natürlicher Kraft kommen kann. (Die Darstellung Engelhardts ist in etwa irreführend, weil er die Welt- und Lebensanschauung Tagores immer wieder an dem Idealismus Fichtes mißt und mit seinen Kategorien auszudrücken sucht.)

Die seelische Grundhaltung Tagores aber ist Glaube und Ehrfurcht, der Glaube an eine absolute, geistige und ewige, transzendente Wirklichkeit, und die liebende, vertrauende und darum freudige Ehrfurcht vor dieser Wirklichkeit; die positive Tönung im Seelenleben Tagores, die Tönung freudiger Liebe und kindlichen Zutrauens ist stark vorherrschend, obwohl es nicht an Klängen de profundis fehlt. Das ganz Persönliche und zugleich Freudige dieser Frömmigkeit mutet uns ganz neutestamentlich an. Es ist auch kein Zweifel, daß die Bibel, vor allem wohl das Johannes-evangelium anregend und läuternd auf Tagore gewirkt hat. Auch der Anblick persönlich gelebten und verkörperten Christentums hat schon seine junge Seele mächtig ergriffen; von dem spanischen Jesuiten de Peneranda, den Tagore an der St.-Xaviers-Schule in Kalkutta kennen lernte, sagt der Biograph Engelhardt: „Nur Pater de Peneranda, ein Spanier, dessen Englisch sehr unvollkommen war, zog den Knaben an. Sein Gesicht machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war immer, als sei sein Geist im Gebet, ein tiefer Friede erleuchtete ihn, so daß Tagore in ihm eine große Seele gegenwärtig fühlte, und selbst heute noch ist mir, wenn ich sein gedanke, als öffne er mir die stille Klampe des Tempels Gottes.“

Tagore, der Indier, verwendet zur Darstellung seiner Gedankenwelt allerdings die Begriffe und Worte der altindischen Weisheit, wie „Brahma“, „Dharma“, „Avidyā“, „Nirvāna“ und viele andere; aber er deutet sie wie auch die oft dunklen Sprüche der Upanishaden um ins Symbolische und damit ins Allmenschliche, so daß sie ihren nächstliegenden, indisch bestimmten Sinn verlieren und zu tiefsinnigen Bildern allgütiger Weisheit werden. Brahma ist ihm einfach das Zeichen für den geläuterten Gottesbegriff, der ihm persönlich aufging; Dharma „ist der Endzweck unseres Seins, der in uns wirkt. Wenn wir unrecht tun, so verletzen wir unsern Dharma, d. h. unsere

innerste Natur." Abidhā, eigentlich die Unwissenheit, die im buddhistischen Gedanken eine so bedeutende Rolle spielt, ist für Tagore eine „Einschränkung des Bewußtseins, die die starre Absonderung des Ich schafft und so die Quelle alles Bösen, das mit der Selbstsucht verbunden ist, die Quelle von Stolz, Gier und Grausamkeit wird.“ Nirvāna bedeutet ihm nicht Selbstvernichtung: „Nicht nur im Buddhismus und in den indischen Religionen, sondern auch im Christentum wird das Ideal der Selbstaufgabe mit aller Eindringlichkeit gepredigt. Das Christentum gebietet, diesem Leben abzusterven, der Tod ist das Symbol der Befreiung des Menschen vom Leben, das nicht das wahre Sein ist. Er ist dasselbe wie das Nirvāna, das Symbol des Erlöschens der Lampe. . . . Der Weg, den Buddha wies, war nicht nur die Übung der Selbstverleugnung, sondern die Ausbreitung der Liebe. Und das ist der wahre Sinn seiner Lehre. Wenn wir erkannt haben, daß wir zu dem Nirvāna, das Buddha predigte, durch die Liebe gelangen, so sind wir gewiß, daß Nirvāna der höchste Gipfel der Liebe ist“ (Sadhana). Auch in der Seelenwanderungslehre sieht Tagore nur noch die mythologische Einkleidung des Gedankens, daß wir nur durch unaufhörlichen Verlust gewinnen, nur durch rastloses Scheiden und Wandern vorwärtskommen, nur durch beständiges Sterben dem Leben entgegenwachsen können: „Unser Selbst muß unaufhörlich sein Alter abwerfen, seine Schranken in Vergessenheit und Tod versinken lassen, um seine ewige Jugend zu verwirklichen“ (Sadhana).

Selbstverständlich ist die religiöse und philosophische Verkündigung Tagores nicht irrtumsfrei: welches Menschenwort könnte diesen Anspruch machen? Aber es sind oft mehr Mißverständnisse als Irrungen, besonders was er über das Wesen des Abendlandes und des abendländischen Christentums, über den Sinn einzelner Bibelworte, über die Bedeutung der christlichen Dogmen Ungenaues und Unstimmiges sagt. In seiner Einschätzung der Kulturen des Westens und des Ostens ist übrigens Tagore nicht nur beeinflusst von dem wirklich ärgerniserregenden Anblick der heutigen europäischen Christenheit, sondern auch gehemmt durch eine gewisse antienglische Verbitterung.

* * *

Auf der festen Grundlage seiner religiös lautern und geistig weiten und reifen Weltanschauung übt nun Tagore der Künstler seine anregende und weckende Macht: und die ist groß. Er bringt die Herzen zum Reden, die Saiten zum Klingen, jede in ihrem eigenen Ton. Auch die

reine Schönheit seiner Kunst trägt bedeutend bei zu dieser Aufweckung: Tagores Philosophie gewinnt ja selbst erst im Anhauche seiner Kunst wirkliche Tiefe und Größe: der Sänger in Tagore ist weiser und tiefer als der Denker; zuweilen freilich wird der Sinn und Inhalt der Worte auch überdeckt von der strahlenden Schönheit der Sprache, des Klanges und des Rhythmus. Gerade bei dem Klingen der bengalischen Texte, die keiner der Zuhörer verstand, trat jene atemlose Stille ein, die für seelische Ergriffenheit kennzeichnend ist.

Es ist gewiß, daß eine so reine und idealistisch-optimistische Verkündigung, wie die Tagores ist, nichts Unedles und Niedriges in den Seelen aufwählen wird; aber sehr wesentlich wird die Resonanz, die diese Lieder in den einzelnen Menschen finden, auch mitbestimmt sein von der individuellen Anlage und Richtung dieser Hörer und Leser; irdisch gesinnte Seelen werden oft nicht durch die Symbolik der Worte und Stimmungen durchdringen zu dem religiösen Hintergrund; monistisch gestimmte Geister werden aus seinen Hymnen wohl nicht mehr heraus hören als das Rauschen des Aus. Aber der Gottgläubige kann und wird von ihnen leicht zur Anbetung und Liebe des großen Liebhabers der Seelen gestimmt werden; der Mystiker kann sich von ihnen stärken lassen in seinem inbrünstigen Gottsuchen, der liebesfähige Mensch in einer allumfassenden und sich selbstlos schenkenden Liebe. Wer überhaupt beten, lieben und glauben kann, der mag auch bei Tagore eine mächtige Hilfe und Aufweckung dazu finden.

So muß denn jede Seele selbst zusehen in ehrlicher Gewissensprüfung, was unter den Melodien dieses großen indischen Flötenbläfers in ihr aufwallt. Tagore selbst scheint uns warnen zu wollen: „Den Worten des Dichters entnehmen die Menschen den Sinn, der ihnen gefällt; doch ihr letzter Sinn deutet auf dich (Gott).“ „Ich rühmte mich unter den Menschen, daß ich dich kannte. Sie sehen dein Bild in allen meinen Werken. Sie kommen und fragen: ‚Wo ist er?‘ Ich weiß keine Antwort für sie. Ich spreche: ‚Ich kann es nicht sagen.‘ Da tadeln sie mich und gehen voll Hohn. Und du sitzt lächelnd. Ich legte mein Wissen von dir in dauernde Lieder. Und das Geheimnis von dir entströmte meinem Herzen. Sie kommen und fragen: ‚Sag, was ist ihr Sinn?‘ Ich weiß keine Antwort für sie. Ich sage: ‚Wer weiß, was der Sinn ist?‘ Sie lachen und gehen in äußerstem Hohn. Und du sitzt lächelnd“ (Gitanjali). Auch die heiligen Schriften des Christentums besitzen in stärkstem Grade diese

zum Mitschwingen anregende Kraft; und auch da ist dieses Mitschwingen stets mitbestimmt von der besondern Art und Richtung der einzelnen Seele. Auf franke Naturen kann selbst dieses Gottesbuch berauschend, ja fanatisierend wirken; wir kennen die Grausamkeiten und Ausschweifungen, die in der Knorrbewegung in Schottland, in der Wiedertäuferbewegung im Münsterland unter dem Einfluß schwärmerischer Bibellesung ausbrachen.

Tagore wird nun allerdings nicht in ähnlicher Weise erregend und berauschend wirken können; es fehlen ihm die prophetischen Töne des alttestamentlichen Schrifttums. Aber einschläfernd, betäubend, erweichend und verweichlichend könnte er doch wirken. Es könnte leicht sein, daß schwache und flache Seelen unter seinem Singen vergessen auf die Abgründe unseres Daseins, auf die furchtbaren Dualismen, die unser Leben zerreißen, auf die Dästerkeit von Schuld und Schicksal, auf die ungeheure Verantwortung des freien sittlichen Willens, auf die Tragik, der alle Schönheit und Freude untersteht. Auch die aktive Seite der Liebe, die herbe Notwendigkeit heiligen Kampfes könnte im Bewußtsein eines Lesers Tagores so sehr zurücksinken, daß die männliche Entschlossenheit geschwächt wird. Es fehlen in der Lebensanschauung und Lebenskunst Tagores freilich nicht die Stellen, wo er Tat und Kampf einzufügen weiß. In der „Fruchtlese“ heißt es: „Wehe, ich kann nicht bleiben im Haus, und die Heimat ist mir nicht Heimat mehr, denn der ewige Fremdling ruft, er wandelt die Straße entlang. Der Klang seines Schrittes schlägt an meine Brust; er schmerzt mich! Der Wind ist auf, und die See stöhnt. Ich lasse alle meine Sorgen und Zweifel, zu folgen der heimatlosen Flut, denn der Fremdling ruft mich, er wandelt die Straße entlang.“ Der Ernst der göttlichen Berufung ruht auf diesem Lied. Ja, Tagore ist sogar ein sehr beredter Prediger des sittlichen Leidens und der heiligen Entsagung: „Im Leiden erprobt die Seele ihre göttliche Kraft und in der Entsagung offenbart sie ihre unerschöpflichen Reichtümer.“ „Das Leid ist die bestallische Jungfrau, die dem Dienst der ewigen Vollendung geweiht ist, und wenn sie ihren wahren Platz vor dem Altar des Unendlichen einnimmt, wirft sie ihren dunklen Schleier ab und enthüllt ihr Antlitz dem Beschauer als eine Offenbarung der höchsten Freude“ (Sadhana). Und Entsagung ist notwendig, uns frei zu machen: „Erst in dem Augenblick, wo wir den Vogel aus dem Käfig lassen, wird es uns klar, wie unfrei der Vogel uns gemacht hatte“ (Das Heim und die Welt). Und doch — die singende Monotonie der Tagoreschen Kunst weckt leicht süße,

betörende Träume, als ob kein Feind im Lande wäre. Die Botschaft von der Liebe, die dieser Indier verkündet, ist von franziskanischer Lauterkeit und Innigkeit, aber was diese Verkündigung zunächst allein weckt, ist eben erst die Liebesstimmung, das süße Wohlgefallen an heiliger Liebe, die Sehnsucht nach göttlicher Liebe. Diese zärtliche Seelenregung muß aber weiter geführt werden bis zur harten und herben Tat, sie bedarf der Bewährung, der Äußerung und Auswirkung.

Es besteht wirklich die Gefahr, daß wir auch die anmutige Musik der Tagoreschen Liebesworte nur als ästhetisches Spiel genießen; wir machen ja so leicht alles zum Spiel und zum Genuß: die paulinische Christusmythik, die franziskanische Sonnenliebe, die Liebe der Heiligen zu Schmach und Kreuz und Tod. Wir stellen uns gerne diese Heiligen und die seltsame, fremdartige Rhythmik ihrer großen Seelen vor, sind aber weit davon entfernt, auch nur eine einzige ähnliche, von Heroismus frohlockende Tat zu vollbringen. So kann es uns auch mit Tagore geschehen, daß wir uns für eine Weile im Scheine seines Lichtes ergötzen wollen, wie es einst Jesus den Juden vorwarf: „Der Täufer war eine brennende und leuchtende Ampel, aber ihr wolltet euch nur für eine Weile in seinem Lichte ergötzen.“ So weiden auch wir uns gerne an dem Anblick eines betenden Menschen, denn ein wahrhaft betender Mensch ist schöner als alles übrige auf Erden.

Auch die Kunst Tagores kann uns eine Verführung zu solchem Ästhetizismus werden; es tut uns ja unsäglich wohl, mitten in den künstlichen Krämpfen unserer modern-europäischen, ekstatisch oder epileptisch sich gebärdenden Kunst einmal wieder das wunderbare Bild einer einfachen, schlichten und reinen Schönheit zu schauen, sie in ungekünstelter Echtheit und Wahrhaftigkeit reden zu hören. Da ist Gefahr, daß wir uns an sie klammern und auf die notwendige Kritik und innere Loslösung vergessen. Denn wir dürfen uns nicht blind und hemmungslos dem Einfluß Tagores hingeben, weder seiner Verkündigung noch seiner Musik. Wir müssen die Relativität auch dieser Persönlichkeit innwerden. Auch er bedarf der Ergänzung; besonders das Träumerische und Weiche seiner Stimmungen, die fast weibliche Hingegoffenheit seiner Ethik bedarf der Ausgleichung durch gestaltende Tat, durch männlichen, ja selbst schroffen Eroberungswillen.

Zusammenfassend läßt sich somit sagen: Rabindranath Tagore ist ein großer Künstler, ein begnadeter Dichter. Wir dürfen uns der reinen Schönheit freuen, die er uns offenbart. Tagore ist ein religiöser Mensch,

der in tiefer Seele sein Heiligtum gebaut hat: Gott und seine Liebe. Zwar ist ihm die Fülle der Christlichen Erkenntnis nicht aufgegangen, aber das eine glauben wir doch sagen zu dürfen, daß er nicht weit vom Reiche Gottes ist, ja ihm wohl nähergekommen ist als alle, die zwar den Christlichen Namen tragen, aber weit weg sind von dem Geheimnis des Gebetes und der Liebe, das diesem Fremdling geoffenbart wurde. Jedenfalls würden wir den Christlichen Geist verleugnen, würden wir das Licht nicht erkennen, das aus Tagore widerscheint, ein Strahl jenes Logos, der „von Anfang an in der Welt ist“.

Und wenn der eine oder andere von uns mit den Gebetsworten Tagores beten, von seinen Liedern sich zur Liebe Gottes stimmen lassen mag, wie dürften wir ihn darob schelten? Er hat ja nur eine Gnade benützt, die ihm geboten ist; denn Gottes Gnade redet zu uns selbst im lautlosen Lied der Sterne, um wieviel mehr im Vaterjagen eines Menschenherzens, das wir belauschen dürfen.

Aber auch Tagore ist nur ein Mensch, einer aus der Menge, nicht der Führer, nicht der Erlöser. Er ist gewiß viel größer noch als seine Dichtungen; denn wie könnte Schönheit und Licht in ihnen sein, wenn nicht seine Seele übertoll davon wäre? Aber begrenzt ist seine Seele und seine Kraft doch! Wer diese Greisengestalt sieht, hat Mitleid mit ihr, wie es ihr wohl ergehen mag in diesem „Land der vielen Wanderstraßen“. Und so ist auch seine Seele eine der hilfs- und mitleidbedürftigen; so eine aber kann nicht alle Seelen tragen und erlösen; man kann sich nicht rücksichtslos an sie klammern, man darf nicht wagen, sie mit der eigenen Seele, der eigenen Sünde und dem eigenen Leide zu belasten; sie könnte ja sonst selbst überbelastet werden und zusammenbrechen. Und Tagore hat wirklich Stunden gehabt, wo ihm die Menschen, die paar, die zu ihm kamen, zuviel wurden: „Ach warum bauten sie mein Haus an die Straße nach dem Marktplatz? . . . Nacht und Tag hallen ihre Schritte vor meiner Tür. . . Sie fortweisen kann ich nicht“ (Der Gärtner).

Es gibt nur Einen, an den man einfach so sich hängen und klammern kann, Ihn, der in Wahrheit das kühnste aller Worte sagen konnte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid: ich will euch erquicken.“

Peter Bippert S. J.